



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spiro, Heinrich: Literarische Rundschau

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mählich und zumal dadurch, daß Schelling (in diesem Punkte kein Scholaste) und A. W. Schlegel der blöden Mitwelt den Star stachen.

Auf keinem Gebiete ist wohl das Scholastentum noch so stark wie in Philosophie und Ästhetik, vielleicht weil deren Vertreter bis dahin am weitesten entfernt waren von der Naturwissenschaft, die heute jeden zwingt, seine Augen aufzumachen, und in der eine bloß glänzende Phraseologie im geringsten Ansehen steht. Deshalb ist auch von dieser Seite her eine Errettung aus diesem Zustande zu erhoffen. Aber ganz allgemein wirkt der Mangel an strenger Selbstzucht, der liebe Schlendrian, das bequeme Nachsprechen von andrer Urteil, das mechanische Majorisieren in der Richtung des Scholastentums, er ist der alte und neue, der nimmer sterbende Feind der wahren Wissenschaftlichkeit.



## Literarische Rundschau

Von Heinrich Spiero



ine überreiche Ernte hat in dem nun abgelaufenen Jahre der Tod unter den deutschen Dichtern gehalten. Neben den beiden Ältermännern Rudolf von Gottschall und Heinrich von Heber, neben dem auch schon ganz am Ende seiner literarischen Laufbahn stehenden Arthur Fitger sind uns eine Reihe von Persönlichkeiten entrissen worden, die wir noch lange nicht hätten missen mögen. Schon der Tod der Freiin Frida von Bülow wog schwerer, war sie doch die erste, die im gehaltvollen, ernsthaften Roman das Leben der deutschen Kolonien mit einem starken Einschlag vaterländischer Leidenschaft dargestellt hatte. Tiefer noch traf uns der unerwartete Hingang Ernsts von Wildenbruch und im Sommer der des feinen, noch lange nicht genug geliebten und gelesenen Hans Hoffmann. Aber die Klage um alle wurde noch übertönt durch den lauten Schmerz, den der am 22. Juli erfolgte Tod Detlevs von Siliencron auslöste. Unter einer Teilnahme, wie sie schwerlich schon einem deutschen Dichter zuteil wurde, und die sich vom Kaiser und der Kaiserin, dem Reichskanzler, dem Fürsten Bülow, dem Senat Hamburgs, dem greisen Wilhelm Raabe erstreckte bis hinab zu den Schulkindern der seinem Dorfe Altrahlstedt benachbarten Gemeinden, wurde er an einem herrlichen Sommertage zu Grabe getragen. Er war fünfundsiechzig Jahre alt geworden, hatte ein volles, reiches Lebenswerk gegeben und geschlossen, und dennoch erschien allen seine Abberufung als zu früh, lebte er doch in aller Herzen als der aufrechte, noch gar nicht gealterte, ungebeugte, vornehme, frische Mann auf der Höhe seiner Kraft — nur die wenigen, die ihn im letzten Jahre noch gesehen hatten, wußten, daß nun doch Spuren des Alters auch bei ihm

hervorgetreten waren, und können jetzt, da der erste Schreck überwunden ist, nur dankbar darauf hinblicken, daß dem, der ganz Leben und Bewegung war, Schmerzen und Lähmung des Alters erspart geblieben sind. Wie sehr er selbst abgeschlossen hatte, lehren die beiden Bücher, die nun aus seinem Nachlaß (bei Schuster und Löffler in Berlin) erschienen sind. Er selbst hat den Band Gedichte ganz fertiggestellt und durchredigiert, der uns nun vorliegt, und er selbst hat ihm bezeichnenderweise die Aufschrift gegeben: „Gute Nacht.“ Als hätte er noch einmal die Erinnerung an den ganzen Aufbau seines lyrischen Werks heraufführen wollen, hat er den neuen Versen ältere aus früheren Sammlungen eingefügt und so das Buch gerundet. Zwei Gedichte unter den neuen sind es, die uns in diesem Zusammenhang am tiefsten ergreifen: das eine „Die letzte Rose“ gibt das Wiedersehen mit der, die er solange nicht gesehen und mit der er nun im mühelosen Verzichtigen sprechen, lachen, sich erzählen kann:

Wir kehrten in die Stadt zurück,  
Von neuem riß der Faden.  
Doch eh wir schieben, blieb ich stehn  
Vor einem Blumenladen.

Die schönste Rose wählt ich aus,  
Für sie die letzte Spende,  
Und küßte ihr zum letztenmal  
Dankbar die lieben Hände.

Zwei Straßenbahnen kreuzten sich,  
Als wir das Haus verlassen.  
Wir stiegen ein — in Nord und Süd  
Verschlungen uns die Gassen.

Und gegenüber der Wehmut, die diese Begegnung durchzittert, erscheint dann am Schluß des Bandes das tapfere Gedicht „Begräbnis“. An einem hellen Sommertag nach verhalltem Gewitter will Viliencron eingesenkt sein, Rosen sollen ihm ins Grab gestreut werden, Trompeten sollen spielen —

Dann brecht mir meinen Wanderstab  
Mit fester Hand in Stücke!

Es fiel ein Blatt vom Baum, es fiel  
Durch fruchtbeschwerte Äste.  
Nun geht zu euerm eignen Ziel,  
Ihr meine letzten Gäste!

Zum eignen Ziel geht spielbereit,  
Schwenkt hoch die Trauerfahnen,  
Froh, daß ihr noch auf Erden seid  
Und nicht bei euern Ahnen!

So schließt im eignen Vers dies Leben tapfer und schlicht mit demselben Ausruf, den Paul Heyse einmal über Goethes Leben gesetzt hat: „Gedenkt zu leben!“

Der andre Nachlaßband „Letzte Ernte“ enthält sieben Novellen, von einer 1872, eben nach dem Abschied aus der Front, geschriebenen Soldaten-

phantasie bis zu Stücken, die noch in den letzten Jahren hier und da in Zeitungen erschienen sind. Auch da ein voller Nachklang aus diesem Leben, im „Blanken Hans“ die Gewalt der Deiche durchbrechenden Nordsee, in dem ersten Stück und sonst die heiße Liebe zum immer noch im Herzen festgehaltenen Soldatenberuf, die sich im „Alten Wachtmeister vom Dragonerregiment Anspach-Bayreuth“ wie schon früher manchmal gern an historische Vergangenheit anrankt. Die beiden Bücher geben keine neuen Züge mehr zu dem Bilde Liliencrons, das sich ja ganz vollendet hatte, aber ihr Farbenton gehört mit dazu, und wie sie uns das Bild des Kämpfers mit dem Leben und des Siegers in diesem Kampf immer wieder vorführen, so wird es noch auf nicht absehbare Zeit aus seinem ganzen überreichen Lebenswerk, immer noch wachsend mit dem Abstände, weiterleben.

In die Gegend und an die Stätten, wo Liliencron erwuchs und lebte und bis in die dänische Heimat vieler seiner Vorfahren führt der neue Roman von Charlotte Niese „Minette von Söhlenthal“ (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow). Er spielt im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts zwischen Altona und Kopenhagen, und das Geschick des Fräuleins Minette von Söhlenthal erscheint hier eng verbunden mit dem des dänischen Königshauses und des Ministers Struensee, dessen Sturz und Ende Minette in Diensten der alten Königin Juliane Marie miterlebt. Sehr echt, wie immer bei Charlotte Niese, ist der Ton der Vergangenheit aus der eignen Heimat getroffen und fein alles geschrieben wie aus dem Herzen dieses wenig handelnden, aber alles bewahrenden und mitempfindenden Fräuleins von Söhlenthal. Ohne mißliche und künstliche Verschönerung wird bis auf Tracht und Auftreten das Wesen der Vergangenheit gegeben, nicht ohne liebevolle Kleinmalerei, die aber nie aus dem Rahmen des ganzen Bildes herauswächst. Besondere Freude macht es mir immer, zu sehen, was Charlotte Niese, die von der Insel Fehmarn stammt, aus ihrer neuen Vaterstadt Altona herauszuholen weiß — wir habens ja auch hier in den Grenzboten einmal gelesen. Es gibt wohl beim ersten Blick, den man vom Elbufer in die Stadt wirft, kaum ein nüchterneres Gemeinwesen, und wie lebt doch das alles unter der feinen Hand dieser Schriftstellerin eigenartig und farbig auf.

Aus den Kämpfen der Vergangenheit bis in die der Gegenwart und darüber hinaus zu einem Ausblick in die Zukunft führt der Roman von Marianne Mewis „Der große Pan“ (Dresden, Karl Reißner). Dieser Schriftstellerin fehlt noch manches zur Abrundung ihrer Gestalten, sie ringt noch mit ihrem Stoff, aber oft genug kommt sie durch und in die Höhe und gibt im ganzen ein fesselndes, interessantes Werk. Im Stoff und in der Problemstellung erscheint es verwandt dem „Schlafenden Heer“ von Klara Wiebig, über das ich hier nach seinem Erscheinen ausführlich gesprochen habe. Auch hier handelt es sich um einen großen deutschen Besitzer in der Provinz Posen, auch hier spielt der nationale Kampf seine Rolle. Freilich braucht man sich

mit der Verfasserin, die nicht auf dem Standpunkte des Ostmarkenvereins steht, über ihren Standpunkt nicht auseinanderzusetzen — denn die nationale Frage schlägt nicht so scharf durch, und die Hauptsache bleibt ihr die Darstellung des großen „Bans“, des Rittergutsbesitzers Berndt Swantewitt auf Trugberg. Es gibt ein feines Charakteristikum mehr, daß Swantewitt offenbar selbst nicht rein germanischer Abkunft ist und nun die innere Nötigung empfindet, mit doppelter Zähigkeit, selbst hier und da gegen seine tiefste Überzeugung, auf der deutschen Kampfseite zu arbeiten. Im Grunde aber geht das, wie gesagt, nebenher, und die Hauptsache ist, ihm wie seiner Darstellerin, die Durchsetzung seiner Persönlichkeit, die Emporhebung seiner Familie zu Macht und Ansehen, seine Liebe zur Scholle, die er bis ins kleinste hegt und pflegt, seine kluge, freilich nicht immer vom Erfolge belohnte Emporziehung der Kinder in eine herrscherhafte Sphäre. Vielleicht hätte die Charakteristik noch gewonnen, wenn das Ganze etwas schmäler geraten wäre, aber auch so zwingt uns bis zu einem gewissen Grade dieser vielfach Rücksichtslose, der sich für egoistische Wünsche so häufig ideale, theoretische Gründe zurechtmacht, Interesse ab in seiner Kraft und Eigenherrlichkeit, um so mehr, wenn wir sehen, wie die ganz materialistisch gewordenen Kinder das in Mühen und Sorgen zusammengebrachte und deutsch erhaltne, riesige Besitztum nur zu rasch verschleudern, um außerhalb der Provinz ein bequemeres und angenehmeres Leben zu führen.

In kleinere und engere Verhältnisse führt „Der Parnassus in Neusiedel“ von Fritz Anders (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow). Anders Art ist ja, vor allem bei den Lesern dieser Blätter, bekannt. Seine hinter gesuchter Trockenheit verborgne Ironie, die doch voller Liebe ist, zieht immer wieder an, die leisen Übertreibungen, die er für seine Art der Darstellung braucht, wirken so wenig outriert, daß wir sie mit Vergnügen in Kauf nehmen. Wir empfinden sehr wohl, daß Anders im Grunde immer hinter der scheinbar leichten Aussprache volkszerzieherische Ideale vorschweben, wir sehen ihn ordentlich den Kopf schütteln über viele Dummheiten der Zeit, aber selbst an den Gestalten, die auf der Schattenseite stehen, ist noch so viel behagliche Kleinmalerei, so viel brummiges Vergnügen, daß wir diesen sehr absonderlichen und eine Kategorie für sich bildenden Schriftsteller immer wieder lächelnd gelten lassen. Er bekommt uns langsam in seine Darstellung hinein, und wie wir in „Doktor Duttmüller und sein Freund“ die ganze Breite einer besinnlichen Erzählung mit immer steigendem Vergnügen durchlaufen, so amüsiert sie uns auch in dem kleinern Rahmen dieses neuen Buches.

Ganz anders, auch nicht ohne Humor, aber doch mit viel mehr naturalistischem Bemühen gibt Alfred Bock die Bauern seiner hessischen Heimat in dem Roman „Die Pariser“ (Berlin, Egon Fleischel & Co.). Die Pariser sind Dorfleute, die einst von dem wohlhabenden Bürgermeister ganz nach dem Gesetz, aber mit unbarmherzigem Wucher aus ihrem kleinen Eigentum gebracht

worden und dann nach Paris ausgewandert sind. Dort haben sie langsam in harter Arbeit wieder Vermögen erworben, sind beim Ausbruch des großen Krieges zurückgekehrt und haben sich im Unterdorf angebaut, heißen Rachedurst im Herzen. Und den befriedigen sie nun; sie gewinnen allmählich die Mehrheit im Dorfe und setzen die Wahl eines der Ihren zum Bürgermeister an Stelle des verhassten alten durch. Freilich sind ihnen alle Mittel dabei recht. Und die Spuren des Kampfes bleiben einem betrogenen Mädchen, der Tochter des alten Bürgermeisters, für immer eingedrückt; erst spät findet sie, da sie ohne Habe davonziehen muß, den ersten Frühschein eines neuen bescheidenen Glücks. Unaufdringlich und echt ist der kleine Kreis des Dorfes, in das doch alle großen Leidenschaften hineinschlagen, gegeben.

Weitern Ausblick bei aller Enge der dargestellten Szene bietet die Erzählung des jungen deutschen Luxemburgers Norbert Jacques „Funchal“ (Berlin, S. Fischer), eine Geschichte der Sehnsucht, wie er selbst sie bezeichnet. Der Findling eines Wracks, das von Madeira her in der Nähe der jütischen Küste gescheitert ist, trägt die Sehnsucht nach der Heimat mitten unter seinen blonden Stiefgeschwistern so eigen mit sich wie seine dunkeln Augen. Sie treibt ihn, da er erwachsen ist, zum Wandern, sie durchglüht den Liebesbund, die Ehe des immer wieder Zurückkehrenden, der nun an der Küste der neuen Heimat ein Fischer wird wie alle andern. Und in der wunderbar schönen Gestalt der einzigen Tochter scheint sich diese mitschwingende Sehnsucht zu verkörpern. Wie an einem Sturmtag all das zerbricht, wie dabei das Lebensglück dessen mit in Trümmer geht, der das Herz dieser Tochter der Sehnsucht gewonnen hat, das gibt das von echten und feinen Stimmungen durchzogene Buch ergreifend wieder. Jacques ist sicherlich ein Talent, von dem wir noch vieles und feines erwarten dürfen.

Meiner letzten literarhistorischen Rundschau möchte ich heute noch die Anzeige von zwei ganz vortrefflichen und weithin ausgreifenden Werken nachschicken, in denen sich ein echt deutscher Fleiß großen Gestalten der französischen Literaturgeschichte hingibt: Josef Ettlingers „Benjamin Constant“ und Paul Mahns „Guy de Maupassant“ (beide bei Egon Fleischel & Co.). Ettlinger nennt sein Werk „den Roman eines Lebens“ mit Recht, denn hier ruht die Darstellung weniger auf der ästhetischen Analyse von Constants Werken, deren eines, den Roman „Adolphe“, Ettlinger früher (bei Otto Hendel in Halle) in deutscher Übersetzung hat erscheinen lassen. Ettlinger gibt vielmehr, vor allem auf Grund der jetzt sehr reich fließenden Quellen, die äußern und innern Schicksale dieses merkwürdigen Mannes. Wir sehen Constant durch eine von allen guten Geistern wirklicher Erziehung verlassene Kindheit gehn, erleben, wie er unter den Einfluß der viel ältern Frau von Charriere gelangt und dann in Braunschweig heimisch wird, zum erstenmal auf deutscher Erde. Er findet eine deutsche Frau, die Hofdame Wilhelmine von Gramm, die er freilich weniger aus Liebe als aus unbeherrschtem Mitleid heiratet, beurlaubt sich

wieder von dem Herzog, an dessen Hof er Dienste genommen hatte, die verfehlte Ehe wird gelöst, und nun sehen wir ihn allmählich hinübergleiten zu Frau von Staël, sehen und erleben die berühmten Tage am Genfer See, in die so viele deutsche Geister mit hineingezogen sind. Die beiden kommen nach Weimar, Constant tritt mit Goethe in Berührung und bearbeitet, neuerlich, der Frau von Staël wegen im Geheimen, mit einer zweiten Deutschen, Charlotte von Mahrenholz, vermählt, Schillers Wallenstein für seine französischen Landsleute. Und dann begleiten wir Constant, der jetzt unumschränkt von Gedanken an Juliette Recamier beherrscht wird, auf die Höhe seiner politischen Wirksamkeit. Er, der während der ersten Republik Tribun gewesen ist und seine berühmten ersten politischen Essays geschrieben hat, tritt nun in den hundert Tagen neben den zurückgekehrten Napoleon, den er, wie Frau von Staël, doch früher gehaßt hatte. Es reizte diesen beweglichen und im Grunde unglücklichen Geist, wie Ettlinger sagt, „der Marquis Fosa dieses größten aller lebenden Selbstherrscher zu werden“, der ihn gefangen hatte durch die Bitte: „Bringen Sie mir Ihre Vorschläge! Zensurfreiheit, Wahlfreiheit, Ministerverantwortlichkeit, Pressfreiheit, alles das will ich geben.“ Und als die hundert Tage vorüber sind, folgt der letzte politische Kampf gegen Chateaubriand und seine Partei, der eigentliche liberale Kampf gegen das Königtum, das nichts gelernt hat, im Parlament und in der Presse, zugleich die Zeit, wo Constant in seinem Pariser Hause nicht nur alle Häupter der liberalen Opposition, sondern auch alle die großen Gelehrten, Künstler, Schriftsteller Frankreichs und des Auslandes, Humboldt, Beranger, Bernet und wie viele noch, empfing. Er hatte inzwischen seinen Bekenntnisroman „Abolphe“ geschrieben, aber sein Tod im Jahre 1831 fand ihn vor allem als den weithin in seinem Vaterlande bewunderten und verehrten liberalen Politiker, an dessen offenem Grabe auch der große Lafayette bewegte Worte sprach. In der Tat, ein ungemein reiches, eigenartiges Leben, das Ettlinger wirklich nicht nur mit der Forscherkunst des Historikers, sondern auch mit der gestaltenden Kraft eines echten Erzählers dargestellt hat.

Weit tiefer ins Ästhetische mußte Paul Mahn bei seiner Aufgabe greifen. Auch er gibt, dokumentarisch unterstützt, das Leben seines Helden, das nur zu kurze und früh umnachtete Guy de Maupassants. Aber dann muß das unvergleichlich reichere Werk dieses größten französischen Novellisten bis ins Detail dargelegt und analysiert werden. Die Maßstäbe, die sich Mahn holt, liegen immer wieder in dem großen Dichter selbst. Und gleich fern von kritikloser Bewunderung wie von äußerlich urteilender, rein stofflicher Analyse weiß er jenen entzückenden Schimmer, jene letzte Heiterkeit darzustellen, die auch noch über Maupassants oft so tiefer Tragik liegen: „Wie in den alten Fabliaux, wie in der Schwankliteratur aller Völker, sagt Mahn an einer Stelle, wiegen auch in Maupassants Fabliaux die geschlechtlichen Gegenstände vor. Die erhöhte Schwierigkeit eines Stoffbezirks, die Gefahren der Be-

handlung sind, falls sie überwunden werden, geeignet, die Kühnheit des Autors und die ungeheure Lächerlichkeit menschlicher Verwicklungen desto schlagender hervortreten zu lassen. Nirgends zeigt sich Maupassants ungemeiner Geschmack, seine schlechtthin unumschränkte Herrschaft über Sprache und Darstellung so klar wie auf diesem Gebiet, auf dem scheinbar alles erlaubt ist und doch nur wenige sich so zu regieren wissen, daß sie gleichzeitig auch gefallen. . . . Geist, Grazie, ungebundner Drang zum Leben verschönen bei ihm alles. Das Frechste löst sich ihm in ein zauberhaftes Spiel auf. Die kleinen Schwächen, die Neigungen, Triebe und Begierden der andern werden von einem Dichter dargestellt und verspottet, der sich nicht großartig darüber stellt, sondern sich selbst in das allgemeine Treiben mit einbezieht.“ Werk für Werk begleitet Mahn Maupassant auf seinem kurzen und doch nach seiner dichterischen Ausbeute so reichen Wege und findet immer wieder den charakterisierenden, einzig passenden Ausdruck. Das Werk ist eine Gabe von Deutschland an Frankreich, wie wir sie selten sehen. Und wenn ich etwas daran zu tadeln wüßte, so wäre es die Undankbarkeit gegen Georg von Dmpteda, dessen klassische, den größten Meisterwerken neuerer deutscher Übersetzerkunst ebenbürtige Übertragung Maupassants in zwanzig Bänden Mahn nicht erwähnt.

Zum Schluß seien einige neue Erscheinungen kurz angezeigt, bei denen eine längere Empfehlung überflüssig ist. Unter dem Titel „Anigmatias“ gibt Franz Brentano (bei C. F. Beck in München) ein feines Rätselbuch für Leute, die sich in Gesellschaft gern mit Geist den Kopf zerbrechen mögen, und das sich in der Tat in der Praxis immer wieder bewährt; man dankt ihm keine verlorne Stunde. Unter den Büchern der „Rose“ (bei Wilhelm Langewiesche-Brandt in München) sind zum gewohnten Preis von 1 Mark 80 Pfg. Briefe, Gedichte, Erzählungen der Freiin Annette von Droste-Hülshoff unter dem Titel „Die Droste“ erschienen, ausgewählt von Hans Amelung. In Reclams Universalbibliothek vereinigt Fritz Droop Aphorismen und Gedichte Peter Hilles unter dem Titel „Aus dem Heiligtum der Schönheit“, und noch einmal steigt die rührende Gestalt des immer jungen Träumers und Wandrers, der nie das Seine suchte, vor uns auf. Wenig goß er in volle Formen, und doch liegt über diesem Büchlein der unvergängliche Hauch einer reinen Seele, die in die Tiefe strebte, die den Kindern vor allem sich neigte, die Schönheit wie ein stilles Glück empfand und so wundervoll, wie ein verspätetes Kind verfunken Romantik, träumen konnte. Eine dankenswerte neue Ausgabe ausgewählter Werke von Achim von Arnim, besorgt und fein eingeleitet von Monty Jacobs, ist zu sehr wohlfeilem Preise (beim Deutschen Verlagshaus Bong & Co.) erschienen, sie bringt Gedichte, mit Recht nicht viele, und neben den „Kronenwächtern“, „Halle und Jerusalem“ und einer großen Zahl Erzählungen erfreulicherweise eine Reihe sehr schöner Briefe, denen sich noch das für den Berliner Arnim besonders charakteristische Lustspiel „Der Stralauer

Fischzug“ gesellt. Endlich sei als besonders rühmlich hervorgehoben, daß der Cottasche Verlag von der bisher sehr theuern Wilhelm Herzschen Bearbeitung von Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“ eine wohlfeile, schön ausgestattete Ausgabe mit einem literarhistorischen Nachwort von Friedrich von der Leyen vorlegt.



## Vom thrakischen Meere

Von Carl Fredrich in Posen

### 6. Die Inseln vor Magnesia



Abwärts von dem dichten Kranz der Kykladen, der sich rund um die heilige Delos legt, entfernt auch von den großen Schwestern im thrakischen Meere ragt nördlich von Cubota und östlich von Thessalien eine Masse von kleinern und kleinen Inseln auf. Sie heißen gewöhnlich Nördliche Sporaden, wie man die an der Südwestküste von Kleinasien zerstreuten Inseln Sporaden genannt hat. Aber der Name kann irreführen, und zerstreut sind sie auch nicht; sie drängen sich eng zusammen, und Skyros, das weiter südlich aufsteigt, wird mit Recht nicht zu ihnen gerechnet. Weit passender sagen schon antike Geographen: Die Inseln, die vor Magnesia liegen, d. h. vor der hohen Halbinsel, die sich wie ein Finger östlich um den pagasäischen Golf krallt und eine Fortsetzung des Gebirgszuges darstellt, auf dem Olymp, Ossa und Pelion thronen. Formation, Lage und Geschichte weisen die Inseln zur Magnesia, nach Thessalien. Seitdem Thessalien zum Königreich Griechenland gehört, gehören sie politisch zu dieser Provinz, und wenn heute jemand vom Piräus aus sie besuchen will, muß er auf einzig schöner Meerfahrt zuerst Volo in Thessalien erreichen: um Kap Sunium herum, zwischen Cubota und dem Festlande hindurch, am Golf von Lamta vorbei, an dem die Gegend der Thermopylen sichtbar wird, durch die enge Einfahrt und durch den Golf, der im Altertum nach der größten Stadt Golf von Pagasai hieß und heute nach dem wichtigsten Hafen Golf von Volo genannt wird. Im nördlichsten Winkel dieses weiten, von Bergen umkränzten, seeartigen Meerbusens hat zu allen Zeiten seine Herrin gelegen. In grauer Vorzeit war es Solkos; von ihr aus trat Jason mit seinen Argonauten die kühne Entdeckungsfahrt gen Osten an. Später wich die kleine Ritterburg der großen Stadt Pagasai, die sich ihr gegenüber im Nordwesten über Hügel hinzog. Ihr gab im Jahre 293 Demetrios Poliorketes eine Konkurrentin, seine Stadt Demetrias, die nach seinem Willen die Herrscherin über die See werden sollte. Hoch und fest stand sie gegenüber von Pagasai, also im Nordosten, südlich von Solkos, unmittelbar über der Einfahrt in den nördlichen engen Teil des Golfes. Zum Schaden von Pagasai blühte der starke Platz rasch auf. Die makedonischen Herrscher benutzten ihn lange als Stützpunkt für ihre Herrschaft über Griechenland neben Chalkis und Korinth und residierten oft dort. Seit dem Beginn der Römerherrschaft trat Demetrias gegen Pagasai wieder zurück, bestand aber als feste Stadt noch die byzantinische Periode hindurch. In türkischer Zeit lag dort oben ein Dorf, und im vorigen Jahrhundert zogen die Bewohner allmählich hinab nach Volo, das gleich nördlich von Demetrias am Strande in einer für den Verkehr viel günstigeren Lage erstand. Für die Bauten von Volo wurden die Mauern und Gebäude des